

den Refrain seines ersten Liedes „Ora pro nobis“ nicht singen. Man erinnert sich in Wien noch, wie der Bassist, Herr Hölzel, der die Worte trotz des Verbotes doch sang, seine Stelle als Hofopernsänger verlor. Alle Versuche, sie ihm später im Gnadenwege wieder zu verschaffen, waren vergebens. Die Macht der Censur blieb unerbittlich. Ernste Conflict hat es indes in der Oper mit der Censur lange nicht gegeben, besonders seit durch den Aufschwung der romantischen Schule die Handlungen der Oper mehr in das Gebiet der Sage hinüberspielten. Von kleineren Conflicten und Bedenken hört man wohl ab und zu reden, aber es scheint, daß die wichtigste Aufgabe der Censur sich vorläufig wenigstens nicht mehr auf dem Gebiete der Oper abspielt. Indes dürfte sich das Verhältnis wesentlich anders gestalten, wenn auch die Oper wieder einmal sociale Themen in Angriff nehmen sollte. Diese Möglichkeit, sowie die bisherige Thätigkeit der Censur, sollte bei den bevorstehenden Reformen der Theaterzensur in Betracht gezogen werden.

Eines heiteren Conflictes erinnere ich mich noch aus meiner Studentenzeit. Wir führten damals im akademischen Gesangverein Engelsbergs dramatische Scene „Doctor Heine“ auf, in der ein juristisches Rigorosum in harmloser Weise parodiert wird, indem die prüfenden Professoren, in Folge der herrschenden Julihitze, einer nach dem anderen einschlafen, und der Chor der anwesenden Studenten statt der stets ausbleibenden Antwort des Candidaten lustige Lieder von Heine singt. Unter anderem auch das folgende:

Und hast du die Lippen mir wund geküßt,  
So küsse sie wieder heil.  
Und wenn du bis Abend nicht fertig bist,  
So hat's auch noch keine Eil'.  
Wir haben ja noch die ganze Nacht,  
Du Herzallerliebste mein,  
Und in einer solchen ganzen Nacht  
Kann man viel küssen und selig sein.

Man erzählte uns damals, daß diese Worte bei der ersten Aufführung der Scene bei der Behörde Bedenken erregten, weil sie für die offenbar noch ganz unverdorbenen akademischen Jünglinge zu verhänglich seien. Die Censur änderte deshalb das Gedicht folgendermaßen um:

Und hast du die Lippen mir matt geküßt,  
So küsse sie wieder frisch,  
Und wenn du bis Mittag nicht fertig bist,  
So bleibe bei uns zu Tisch.  
Wir haben ja noch den Nachmittag  
Du Herzallerliebste mein,  
Und in einem solchen Nachmittag  
Kann man viel küssen und selig sein.

Da es sich um die Censur von anno dazumal handelt, darf ich mir die Bemerkung erlauben, daß ich ihr einen so guten Witz gar nicht zugetraut hätte. Ich muß mich also an meinen Gewährsmann halten, der die Thatsächlichkeit des Vorfalles bis heute aufrecht hält, und verabschiede mich mit dem Wunsche nach einer baldigen, zufriedenstellenden gesetzlichen Regelung der für uns so wichtigen Censurfrage.

Richard Wallaschek.

## Erleben.

Ich habe das Glück, daß oft Mädchen zu mir kommen und mir die Ehre erweisen, mich zum Vertrauten ihrer Wünsche, Hoffnungen und heimlichen Sorgen zu nehmen; sie klagen mir vor und ich soll ihnen rathen. Dies freut mich sehr. Es ist ja nicht sehr heiter, tagaus tagein in einer Redaction zu sitzen, während draußen die Sonne scheint. Zum Troste stellt man sich wohl ein paar Blumen auf den Tisch, aber lieber ist es, solche lebendige Rosen sehen zu dürfen. Zuweilen trinkt es mich freilich ein wenig, daß sie mich schon so wie einen guten Onkel behandeln, dem man alles sagen darf: früher bin ich mehr Cousin gewesen. Doch ist es herzlich anzuschauen, wie die lieben Wesen erst verlegen sind, aber bald zutraulich werden, und nun kann man die merkwürdigsten Dinge erfahren. Die Geschichte fängt immer mit einer Novelle an und sogar meistens mit mehreren, behutsam in eine Rolle mit den zierlichsten Schleifen gebunden. Zunächst möchten sie wissen, ob sie Talent haben. Nun, in den meisten Fällen kann ich galant sein. Man glaubt gar nicht, wie begabt unsere jungen Damen jetzt sind. Ich kenne drei oder vier, die gewiß bald einen Namen haben werden. Aber auch die anderen wissen doch alle, einen feinen Gedanken oder ein anmuthiges Gefühl angenehm zu äußern. „Hübsch“ sind ihre Sachen immer. Das darf ich fast einer jeden sagen. Natürlich ist ihnen das nicht genug. „Blos hübsch?“ Ich begütige: „Aber das ist ja schon sehr viel! Hübsch — das will sagen: gut gesehen, recht empfinden und mit Takt, Geschmack und einer heiteren Grazie dargestellt, um die Sie mancher beneiden könnte, der vom Metier ist. Also, was wollen Sie denn noch mehr?“ Aber sie wollen alle mehr. Sie fühlen alle, daß sie mehr können; nur leider —! Und nun ist der große Moment da, wo sie zu beichten anfangen. „Man erlebt eben nichts!“ Das ist ihr großer Schmerz. Was nützt alles Talent, was nützt der beste Fleiß, wenn man nichts „erlebt“? Daß das doch die Eltern nicht einsehen wollen! Besonders die Mütter sind schrecklich! Immer die Küche und das Stricken! Ja, wie soll man da etwas „erleben“?

Und das „Erleben“ ist doch die Hauptsache. Ohne „Erleben“ kein „Dichten“! Der Goethe hat halt was erlebt — weil er eine gescheitete Mama gehabt hat. Aber bei den Marillenknödeln wird man kein Dichter! Dies ist der Refrain, den ich von allen höre. Allen soll ich „erleben“ helfen. Das ist doch ein bißchen viel verlangt von einem armen Redacteur.

Erleben! Auch unsere Jünglinge höre ich klagen, daß sie nichts erleben. Sie fühlen Kraft und edle Gaben in sich, aber es ist ihnen nicht beschieden, etwas zu erleben. Was kann man da thun? Sie sind nicht schuld; an ihrem Schicksale liegt es. So reden sie sich aus. Ich habe oft darüber nachgedacht und vermuthe jetzt, daß sie Unrecht haben. Das Schicksal kann nichts dafür; das Erleben ist kein Geschenk vom Schicksal. Nein, es gehört uns selbst, niemandem kann es gegeben werden, der es nicht selbst in sich hat. Es muß mit uns geboren sein; in dem, was man unseren „Charakter“ nennt, liegt es, ob wir erleben oder nicht. Man muß die Gabe dazu haben, wie man Gehör haben muß, sonst ist alle Musik umsonst. Manche reifen um die Erde und kommen so arm zurück, wie sie ausgezogen sind. Andere gehen über eine Wiese und brechen fast unter der Last von inneren Abenteuern. Was heißt denn „Erleben“? Einer Sache begegnen, die uns mit einem Schlage das ganze Wunder unserer Existenz spüren läßt. Es kann ein linder Hauch des Abends sein, der uns das thut, oder der stille Blick eines traurigen Hundes oder ein Ton, der aus der fernern Kirche klingt. Aber es mag die ganze Herrlichkeit der Erde um uns brausen: wenn wir taub geboren sind, werden wir nichts vernehmen. Es ist mit dem „Erleben“ wie mit dem Gruseln: wem nicht schon hat, wirds niemals lernen. „Das Räthselhafte des Daseins“, hat Schopenhauer gesagt, „ergreift wenige mit seinem ganzen Ernst“. Aber nur diese können erleben. Das sollten die Jünglinge und die Mädchen bedenken.

Sie stellen sich auch das Verhältnis des „Erlebens“ zum „Dichten“ auf eine falsche Weise vor. Sie glauben, daß sie jedes Abenteuer gleich literarisch einfangen sollen. Mit nasser Feder stehen sie da und lauern, um alles sofort zu notieren, pris sur le vif, wie es die Franzosen nennen. Das ist ein schrecklich dummes Wort. Zu glauben, daß man bloß dem Leben ein Stück zu entreißen braucht und dies wäre nun deswegen Kunst, das hat uns um die Kunst und um das Leben gebracht. Wir erleben nicht mehr, weil immer der Verstand im Hinterhalt liegt: wie soll da das Unbegreifliche in unsere Seele einziehen? Wir sind keine Künstler, weil wir den Schmutz des Lebens an den Händen haben: wie dürfen wir damit die Schönheit berühren? Meine Jünglinge und Mädchen glauben, vom Leben die Kunst zu hören. O, wie werdet ihr da vergeblich lauschen! Das Leben ist stumm, wenn ihr nicht selbst die große Stimme in euch habt. Aber wenn ihr sie habt, was braucht ihr dann erst das Leben?

So spreche ich oft zu den Mädchen. Es scheint ihnen nicht die rechte Antwort zu sein und ich fürchte: sie verstehen mich gar nicht. Da bemühe ich mich denn, es ihnen banaler zu sagen; freilich verliert es dabei von seinem Ernst. Ich sage ihnen: „Glauben Sie ja nicht, wenn Sie heute etwas recht Romantisches erleben würden, daß Sie davon für Ihre Literatur etwas hätten! Erstens werden Sie nie „erleben“, wenn Sie immer schon das Papier bereit halten, um es aufzuschreiben; das Leben ist eine keusche Susanne, die lüsterne Blicke nicht mag. Zweitens kann „Erlebtes“ gar nicht gleich zu Literatur werden, sondern es soll Sie nur sich selbst fühlen lassen und Ihnen offenbaren, was in Ihnen an Zorn oder Heiterkeit ist; hat es diese aufgeweckt, dann sind sie es, Ihr angeborener Zorn und Ihre angeborene Heiterkeit, die „schaffen“; das Erleben hat nicht den Sinn, Ihnen fertige Geschöpfe zu geben, sondern nur das Schaffende in ihnen aufzuwecken. Das „Erlebte“ geht in Ihr Blut, in Ihre Nerven ein, aber dieses Blut ist es und diese Nerven sind es, die Ihnen die schaffende Kraft gewähren, nicht das Leben. Darum ist es schließlich ganz gleich, was Sie erleben, und zur Noth thun es die Marillenknödel auch, mein Fräulein, auf die Sie so böse sind.“ So rede ich ihnen zu und ich muß sagen, es ist wunderbar, wie geduldig sie mich anhören. Aber wenn sie fortgehen, merke ich doch, daß sie ein wenig enttäuscht sind; sie haben mehr erwartet. Sie haben sich mich ganz anders vorgestellt, „interessanter“. Das hat man am Ende noch davon.

Ich möchte nur wünschen, es wäre einmal eine Mama im Kasten versteckt, wenn mich das Fräulein Tochter katechisiert. Sie müßte ihre Freude an mir haben; sie würde sagen: das ist nicht bloß ein Onkel, das ist schon eine Tante! So weit kommt man, wenn man tagaus tagein in einer Redaction sitzen muß, während draußen die Sonne scheint.

Sermann Bahr.

## Die Woche.

### Politische Notizen.

Im „Fremdenblatt“ liest man also, daß von einer Demission des Grafen Badeni keine Rede ist. Ganz natürlich! Als Graf Badeni die Regierung antrat, hatte er keine Idee, wie Oesterreich zu regieren sei. Heute hat er auch keine Idee. Also ist durchaus keine Veränderung eingetreten, welche einen Regierungswechsel zur Folge haben sollte.

Die Regierung — sagt das „Fremdenblatt“ — wird auch fernerhin „auf dem ihr geeignet scheinenden Wege“ die Ausgleichung